

Mosaik

Autor(en): **Stauffacher, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 50

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648883>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ihm, daß ich „blind“ aufs Schiff sei. Ich erhielt nun auf „italienisch“ einen Krach wie noch nie, aber schließlich drang mir das Getöse beim einen Ohr hinein und beim andern hinaus. Ruhig und gelassen wie immer, hörte ich dem Offizier zu und ließ die verschiedenen Strafandrohungen wirkungslos über mich ergehen. Er packte mich am Kragen und schob mich zum Kapitän. Hier ging der Krach von neuem los. Eine Schnaupause benützend, bat ich Vektoren, er möchte mich einen Augenblick mit ihm allein sprechen lassen. Der Offizier schaute mich ganz verdukt an und entfernte sich dann auf einen Wink seines Vorgesetzten hin. Ich gab dem Kapitän ein Bild und einen Artikel über meine Weltreise, den eine Wiener Zeitung veröffentlicht. Er ließ, wie ich bald merkte, mit sich reden. Ich erzählte ihm daher mein Vorhaben und bat ihn gleichzeitig, er möchte mich arbeiten lassen und nicht in Port Said der Polizei übergeben.

Nach längerem hin und her willigte er schließlich ein, ließ einen Offizier kommen und gab diesem die Weisung, ich solle verpflegt werden und ein Quartier erhalten, ich müsse jedoch jede Arbeit verrichten, womit ich mich ja gerne einverstanden erklärte. In der Küche mußte ich nun durch Tellerabwaschen mithelfen, Köffel und Gabeln sauber putzen, aber auch ein feines Essen wurde mir verabreicht. Da ich mich mit den Küchenburschen bald bestens befreundet hatte, bekam ich auch von dem Wein, der in großen Fässern nebenan lagerte, „Kostproben“. Nach Arbeitsluß verkaufte ich auf dem schwimmenden Palast meine Weltreisepostkarten und da bald auf dem Schiff bekannt war, daß ich „Blindpassagier“ war, so machte ich ein besonders gutes Geschäft und bald waren meine 250 Karten, die ich noch hatte, weg und ich hatte gut verdient. Tagelang waren wir schon auf hoher See und Max, mein Freund, war nirgends zu sehen.

Spät nachts werden wir in Port Said anlaufen, sagte man mir, ich würde dann abgesetzt und der Polizei übergeben werden, weil ich kein Visum für Ägypten hatte.

Ich mußte mich also, da ich kein Visum besaß, auf mein Glück verlassen, um an Land zu kommen, ohne verhaftet zu werden. Ich wartete ab und ging in die Küche. Auf der Treppe begegnete mir, ich konnte es fast nicht glauben — Max. Wir wechselten nur einige Worte, es mußte schnell gehen, er sagte mir, er werde vor Port Said ins Wasser springen, ich solle ihm nach.

Es wurde allmählich Nacht, wir sahen Land — Ägypten. — Ich ging wieder auf Deck, Max lehnte schon wartend am Geländer. Wir kamen an den Suez-Kanal, jetzt hupp — Max ins Wasser, ich nach (den Photoapparat und das Klischee hatte ich um den Bauch gebunden). Ich war ganz taumelig, denn wir mußten von einer ziemlich hohen Höhe ins Wasser springen. Es war sehr schwer, vom Schiff wegzukommen und ich hatte fest zu kämpfen. Max „blaste“ auch fest an meiner Seite. Unangenehm war es, daß wir bei stodfinsterer Nacht, es war 11 Uhr, und mit den Kleidern schwimmen mußten, aber allmählich näherten wir uns dem Lande und kamen glücklich pudelnah ans Land und wir waren gerettet.

Mosaik.

Laß gehn, was gehen will!
Halte es nicht!
Sei klug und sei fein still!
Laß gehn, was gehen will
Und weine nicht.

Kommen wieder zurück
Der Freude Bogen,
Dann halte still dem Glück! —
Rosen bringt es zurück
Wie Regenbogen. —

Anna Stauffacher.

Frau Guxa.

Erzählung von Johannes Jegerlehner.

In vielen brausenden Bächlein enttürzt die Bischa den grünen Eiskammern der ehemals so mächtigen Gletscher, die heute alt, verschrumpft und in sich zusammengeklumpt daliegen, und windet sich eine weite Strecke durch ein breites Sand- und Steinbett, das sie im Laufe der Jahrhunderte aufgeschüttet hat. Dann schießt sie unter gewaltigem Tosen durch wilde Krachen und Felschluchten, zerprüht die Wellen an den schwarzen Wänden, entsendet Wolke um Wolke sprühender Schaumperlen hinauf an die grünen Rasenbänder und gleitet mit lustigem Gemurmel weiter durch das flache Bett. Hoch über der Bischa liegt zwischen zwei Gletschern, die vor wenigen Jahren noch in den Grund hinabreichten, ein weites, futterreiches Alpenfeld, das sich seinen oberen Regionen in den Steinklüften des Berghanges verliert.

Während des Sommers bedürften die Hirten mit ihren Herden die hohe Grassteppe. Dann auf einmal, wenn der Tag der Entalpe gekommen ist und die glatten Herden ihre Winterquartiere aufsuchen, wird sie zur Einöde, durch die nur ab und zu an schönen Herbsttagen der Jäger streift, um in den rotgebrannten Weiden den Gemsen und Murmeltieren nachzuspüren. Und eines Morgens, da sind Weide, Fels und Hütte mit einem dünnen Schneemantel zugebedt, der Nord stößt in das Nebelhorn, fegt mit eissiger Kälte durch Schluchten, Mulden und offene Schneehalden und jagt den Schnee zu Gwächten und Bergen zusammen. Frau Guxa walzt und hopt dazu den wilden Reigen, daß Berg und Tal erzittern. Dann schneit es ununterbrochen Tage und Nächte hindurch in großen, schweren Flocken; Fels und Hütte versinken in dem hohen, weichen Schnee, und acht lange, harte Wintermonate ziehen spurlos darüber hinweg.

In einem hellen Oktobertage stiegen auf dem schmalen und sich oft verlierenden Pfade, der aus dem Italienischen in das Walliser Tal herüberführt, zwei Männer, die es eilig hatten, denn die Sonne sank schon hinter die Berge. Sie suchten nicht lange nach dem Weg, wenn er plötzlich aufhörte, stiegen sichern Schrittes bergab, immer dem Gefälle folgend, über vereiste Schneekruften, in der die schweren Nagelschuhe kaum eine Spur zurückließen, und hartes Fellingespflitter. Nur hie und da verlangsamten sie das Tempo, spähten in die Tiefe und verdoppelten dann die Schritte, um die verlorene Zeit einzuholen.

„Da ist sie, man sieht den Rauch“, sagte der eine, und ein Strahl der Freude glitt über sein tief gebräuntes Gesicht, das ein schwarzer, schlecht gepflegter Vollbart umrahmte. Die gerade, an der Wurzel leicht gekrümmte Nase und die festen Backenknochen gaben diesem Gesicht einen strengen, harten Zug. Ein vollgestopfter Militärtornister mit braunem, arg gescheuertem Dedel lastete schwer auf den breiten Schultern, und in der Rechten hielt er einen derben Jagellstod.

Eine kleine Rauchfahne stieg in kurzer Entfernung aus einer muldenartigen Vertiefung. Doch die Hütte war noch nicht sichtbar, da ein hoher Steinwall sie verbedte.

Der Gefährte war auffallend klein und schwächig und wohl zehn Jahre jünger; die blonden Haare quollen ihm hüschelweise unter dem schwarzen, handlosen Filz hervor, die grauen, etwas müden und tief liegenden Augen waren von festen Brauen überzogen, und das Gesicht wäre fast schön gewesen, wenn eine geschwollene Oberlippe es nicht entstellte hätte.

„Ohne den Rauch würde man hier nicht eine Hütte vermuten“, sagte er, die Worte hastig hervorstoßend. „Bei uns drüben stellt man sie an die Sonne und nicht in die Felsen hinein, wie diese Walliser es tun!“

Der andere lachte mit einer rauen, mächtigen Baßstimme. „Das ist halt zum Schutz gegen die hässigen Wetter. Bei uns im Ennetbirgischen sind die Hütten bald gezählt.